

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 30/3 (2003)

DOI: 10.11588/fr.2003.3.63781

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

sche Frühzeit wurden bisher nicht systematisch ausgewertet. Die Freiburger Dissertation von Müller-Hofstede will diese Lücke ausfüllen. Er stützt sich dabei vor allem auf reichhaltige Zeitungsartikel von und über Briand, auf gewerkschaftliche und sozialistische Kongreßprotokolle und Briands Plädoyers als Anwalt in politischen Prozessen, bei sorgsamer Erhellung der jeweiligen Kontexte. Seine Ergebnisse führen ihn zu der These, daß das vorherrschende Bild einer ausgeprägten Dichotomie in Briands politischer Laufbahn zu korrigieren sei; diese stelle sich vielmehr trotz wechselnder parteipolitischer Optionen als bemerkenswert kohärent dar. Als Konstanten anzusehen sind fraglos Briands früh dokumentierter Wille zu politischer Mitgestaltung, seine rednerische Brillanz, sein Talent zu Vermittlung und Ausgleich, die Kombination von idealistischem Enthusiasmus und pragmatisch-flexibler Wahrnehmung des politisch Machbaren. Der Verfasser hebt aber auch einen Kern gleichbleibender politischer Überzeugungen hinter zeit- oder kontextbedingten Akzentverschiebungen hervor. Briand machte sich zunächst die Schwerpunkte der linksrepublikanischen »Radikalen« aus der frühen III. Republik zu eigen: Kampf gegen die Restauration, Antiklerikalismus, Verankerung der Republik bei den breiten Volksmassen, basisdemokratische Ansätze, Mißtrauen gegen die Bourgeoisie und den Wirtschaftsliberalismus, Patriotismus gepaart mit Kritik an Imperialismus und Kolonialpolitik. Am linken Rand der »Radikalen« stehend, beschäftigte er sich zudem intensiv mit sozialen Problemen. Es galt für ihn, die »wahren Werte« des französischen Republikanismus für die ganze Nation zu verwirklichen und die Arbeiterschicht in den Kampf für diese Ideale einzubinden. Ein sozialrevolutionär ausgerichteter Linksrepublikanismus kennzeichnete auch seine gewerkschaftliche und »sozialistische« Phase. Im Generalstreik, an dessen Neukonzeption er in den neunziger Jahren mitwirkte, sah er das genuine Kampfmittel der Arbeiterklasse, um ohne Anwendung von Gewalt soziale und politische Reformen zu erzwingen. Was sein sozialistisches Credo genauer bedeutete, blieb verschwommen. In allen konkreten Fragen trat er für evolutionär-reformerische Orientierungen ein. In der sozialistischen Parteiorganisation bekämpfte er den dogmatischen marxistischen Flügel unter Guesdes. Im reformistischen Kreis um Jaurès fand er Raum für seine republikanischen Überzeugungen. Wie Jaurès trat er für aktive Mitbeteiligung am politischen Geschehen unter Zusammenarbeit mit der bürgerlichen Linken ein. In der Debatte über die Frage der Kooperation mit bürgerlichen Kräften, die durch den Kabinettsintritt Millerands ausgelöst wurde, stand er auf seiten der »Ministerialisten«. Die Niederlage der revisionistischen Richtung im vereinigten Parti Socialiste führte dazu, daß Briand sich innerlich aus der Partei zurückzog. Dem folgte der Bruch von 1906 fast zwangsläufig. Zu dieser Entwicklung mögen die neuen Möglichkeiten, die sich Briand über das Parlamentsmandat eröffneten, das Ihre beigetragen haben. Wie der Verfasser erwähnt, wandte Briand sich nach 1906 nicht von seinen republikanisch-sozialreformerischen Werten ab, und die pazifistische Vision von Frieden und internationalem Ausgleich, der Briand bei Jaurès und in der Sozialistischen Internationale begegnete, mutet wie eine Vorform seiner späteren Europagedanken an. Über den biographischen Ertrag hinaus bietet das gut lesbare Buch interessante Einblicke in die Entwicklung der französischen Arbeiterbewegung zwischen 1870 und 1906.

Agnes BLAENSDORF, Kiel

Christian BAECHLER, Gustave Stresemann (1878–1929). De l'impérialisme à la sécurité collective, Straßburg (Presses Universitaires de Strasbourg) 1996, 926 S. (Les Mondes Germaniques).

Der Autor, ausgewiesener Kenner der deutschen Außenpolitik, legt die erste ausführliche, abgewogene, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie des bedeutendsten Politikers der Weimarer Republik vor. Sie ist trotz aller gebotenen Distanz zum

Thema von einer unverkennbaren Sympathie für die Person gekennzeichnet. Stresemanns hervorstechende Eigenschaften als Politiker waren laut Baechler Kompromißfähigkeit, Flexibilität angesichts einer sich ändernden Umwelt und die Bereitschaft, Verantwortung auch für unpopuläre Maßnahmen zu übernehmen. Die Biographie basiert vor allem auf der Auswertung der veröffentlichten wie unveröffentlichten Primärquellen, wobei der Autor auch die große Zahl von Artikeln ausgiebig nutzt, die Stresemann zur Rechtfertigung seiner Politik im Laufe seines Lebens in diversen Zeitungen und Zeitschriften publizierte. Anhand dieser Veröffentlichungen und Stresemanns Reichstags- und anderen Reden gelingt es dem Autor, den Leser überzeugend und klar mit der politischen, von der Idee der Dominanz der Ökonomie geprägten Gedankenwelt Stresemanns beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs vertraut zu machen. Laut Baechler war Stresemann kein origineller Denker, sondern beschränkte sich im wesentlichen auf die Wiedergabe der damals dominierenden Diskurse über Deutschlands Rolle in der Welt. Der Rekurs auf und die Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur tritt in der Biographie gegenüber der Dominanz der Primärquellen zurück. Allerdings erweist sich der Autor dort, wo es ihm geboten erscheint, als souverän im Umgang mit der Spezialliteratur, so etwa bei der Behandlung von Stresemanns Politik gegenüber den deutschen Minderheiten im Ausland.

Baechler kommt immer wieder auf eine der Kernfragen jeder Beschäftigung mit der Person Stresemanns zurück, nämlich inwieweit dieser nach dem Ersten Weltkrieg sich tatsächlich vom Machtpolitiker und bedingungslosen Expansionisten der wilhelminischen Ära zu einem aus Überzeugung für Ausgleich und Zusammenarbeit mit den Nachbarn Deutschlands eintretenden Politiker gewandelt habe. Baechler betont, wie schwierig es sei, trotz oder gerade wegen des umfangreichen Materials, das Stresemann hinterlassen hat, in dieser Frage zu einem eindeutigen Schluß zu kommen. Selbst die Privataufzeichnungen des Politikers, ganz zu schweigen von den öffentlichen Äußerungen des geschickten und anpassungsfähigen Manipulators der öffentlichen Meinung, enthüllten wenig über Stresemanns tiefste politische Überzeugungen. Die Tatsache, daß Stresemanns Kurs in seiner eigenen Partei wie in der nationalen Öffentlichkeit heftig umstritten war und er dadurch ständig seine wahren Absichten verschleiern oder taktische Zugeständnisse machen mußte, erschwerten dem Historiker zusätzlich ein eindeutiges Urteil. Dennoch glaubt der Autor, und der Untertitel seiner Biographie deutet es bereits an, nach genauer Auswertung und Abwägung der Quellen, daß Stresemann tatsächlich seit dem Ende des Ersten Weltkriegs eine grundlegende Wandlung durchgemacht habe. Diese sei für Stresemann aber ein langsamer Prozeß gewesen und keineswegs Folge einer Art »Damaskuserlebnis«. Mit Kriegsende hätten vielmehr mehrere »années de crises et de reflexion« eingesetzt, bis sich der durch die Niederlage zunächst aus der Bahn geworfene Politiker gänzlich gefangen und tiefgreifende Konsequenzen aus der für Deutschland innen- wie außenpolitisch völlig veränderten Situation gezogen habe. Etwa 1922 habe Stresemann innerlich die parlamentarische, auf allgemeinem gleichen Wahlrecht basierende Demokratie akzeptiert und sich endgültig von der Idee der Monarchie als vermeintlich idealer Staatsform für Deutschland verabschiedet. Stresemann brauchte auch lange, bis er aus der Analyse der europäischen Nachkriegsordnung und den Erfahrungen als höchster Diplomat des Reiches eine neue deutsche Außenpolitik konzipierte, die sich dafür aber um so einschneidender von der bisherigen unterschied: Bis 1926/27 vollzog Stresemann laut Baechler nicht nur hinsichtlich der Mittel deutscher Außenpolitik eine nicht nur taktisch bedingte, aber eigentlich ungeliebte Wendung. Vielmehr habe er jetzt aus Überzeugung ganz auf Zusammenarbeit mit dem Westen unter Rücksichtnahme auf die Interessen aller Nationen und Verzicht auf jegliche gewaltsame Revision der Grenzen – insbesondere auch im Osten – gesetzt. Schließlich sei er auch aus Überzeugung von den überkommenen Zielen deutscher Außenpolitik abgerückt, indem er zum Beispiel die Grenzrevision im Osten auf Danzig und den polnischen Korridor beschränken wollte. Allerdings betont Baechler, ohne darauf näher einzugehen, daß diese Außenpolitik »neuen Stils« vor

allem auf Stresemann als Person beschränkt blieb, wohingegen die deutsche Diplomatie als Ganzes während der Ära Stresemanns wie auch nach dessen Tod in den letzten Jahren der Weimarer Republik, sieht man von seinen engsten Mitarbeitern wie Staatssekretär Carl von Schubert ab, weiterhin in traditionellen Bahnen dachte.

Die klar gegliederte und gut geschriebene Darstellung birgt keine Überraschungen für Kenner der Materie und wartet nicht mit einer neuen Deutung der Person Stresemanns auf. Vielmehr ist sie eine sehr ausführliche und abgewogene Darstellung vor allem des Außenpolitikers und damit vor allem der Westpolitik der Weimarer Republik in den Jahren 1923 bis 1929, wobei sie weitgehend die Forschungen Peter Krügers bestätigt. Stresemann, obwohl Zeit seines Lebens mehr auf die USA und Großbritannien als die wirtschaftlich dominierenden und damit in Konkurrenz zu Deutschland tretenden Mächte fokussiert, wird vor allem, und dies erscheint nur natürlich für eine Studie, die auf eine französische Leserschaft zielt, in seiner Bedeutung für das deutsch-französische Verhältnis gewürdigt. Folglich wird ihm, sozusagen als posthume Auszeichnung hierfür, in Titel wie Text auch konsequent das französische »e« an das Ende des Vornamens gehängt. Die Jahre bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, die Ostpolitik der zwanziger Jahre, die Entwicklung und Struktur des Auswärtigen Amtes in der Ära Stresemanns oder die Entwicklung der DVP treten hingegen stark zurück. Ebenso erfährt der Leser, trotz des Umfangs des Buches von 900 Seiten, relativ wenig über die Persönlichkeit Stresemanns und ihre Interessen und Gefühle. Freundeskreis und Familienleben, seinen Führungsstil als Außenminister, die Wahrnehmung der Umwelt und bestimmter Ereignisse außerhalb der Haupt- und Staatsaktionen bleiben fast ausgeklammert, der Mensch Stresemann tritt gänzlich hinter den Politiker zurück. Auch das Milieu und die Institutionen, die ihn prägten und die er wiederum repräsentierte, werden kaum beleuchtet. Die Frage des Verhältnisses zwischen Einzelperson und der sie umgebenden Gesellschaft wird also weitgehend ausgeblendet, entsprechend kurz und ohne methodische Reflexion fällt die Einleitung des Buches aus. Auch die Wirkung der Person und Politik Stresemanns auf die Zeitgenossen in Deutschland oder etwa auf seine ausländischen Verhandlungspartner, ebenso wie auf die Nachwelt, wird so gut wie nicht erörtert. Somit hat der Autor letztlich zwar eine umfangreiche, aber bei weitem nicht umfassende Biographie Stresemanns vorgelegt.

Eckard MICHELS, London

Sylvia PALETSCHEK, *Die permanente Erfindung einer Tradition. Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Stuttgart (Franz Steiner) 2001, 608 S. (Contubernium, 53).

Manche halbwissenschaftlichen Mythen sind zählebig – obwohl von (Nachwuchs-) Forschern öfters widerlegt, werden sie immer wieder strategisch eingesetzt, um bestimmten Positionen Legitimität und Durchsetzungskraft zu verleihen. Einer dieser Mythen ist der von der Verbreitung der Humboldtschen Universitätsidee im 19. Jh.: Immer wieder – auch in der heutigen Reformdiskussion – wird kolportiert, in deutschen Hochschulen habe sich dem Berliner Modell folgend nach 1810 der Neuhumanismus durchgesetzt, freie Wissenschaftler hätten in »Einsamkeit und Freiheit« dem Ideal der Einheit von Forschung und Lehre gefrönt, dem Ziel nacheifernd, sich und die Studenten zu umfassend gebildeten Bürgern zu formen. Sylvia Paletschek räumt in ihrer 1997 von der Universität Tübingen angenommenen Habilitationsschrift mit diesem Mythos gründlich auf. Am Beispiel der Universität Tübingen in den Jahren von 1871 bis 1933 zeigt sie auf, daß sich das Humboldtsche Modell im 19. Jh. keineswegs durchsetzte. Die Autorin widerlegt viele der bisherigen universitätshistorischen Forschungen auch insofern, als sie dem vorherrschenden ideengeschichtlichen Ansatz einen dezidiert sozialgeschichtlichen entgegensetzt und so bisher teilweise kaum beachtete uni-